

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 183. Bromberg, den 14. August. 1934.

# Das heidnische Dorf.

Roman von **Konrad Beste.**



(16. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Vater rechnete immer noch an der Abfindungssumme herum, die das Mädchen voraussichtlich bekommen würde.

„Wir müssen den Neubau billiger machen", sagte er, „mit deinen Plänen wird es nichts."

„Erst recht wird es was mit meinen Plänen — nun erst recht! Ich werde mich gerade von einem Mädchen unterkriegen lassen!"

„Von dir selbst hast du dich unterkriegen lassen, von deinem eigenen Leichtsinn! Ich verbiete dir, daß der ganze neumodische Plunder hier aufgeführt wird!"

„Vater", sagte der Sohn ruhig, „du bist der Bauer und ich bin der Erbe. Du sitzt im Stuhl und mußt Feierabend machen, ich bin an der Arbeit und muß für den Hof aufkommen. Es ist mein Hof, auf dem ich mein Lebelang sitzen soll — ich lasse mir nichts verbieten von einem im Lehnstuhl."

Hierauf wußte der Alte vorerst nichts zu erwidern.

„Dann heirate", sagte er nach einer Weile, „schaff Geld ins Haus und nicht nur uneheliche Kinder."

Ferdinand ging hinaus. Er ging in den Schafstall, ging in die düsterste Ecke und setzte sich auf einen Kartoffelsack ... Er ballte einem Unbekannten die Fäuste entgegen, er war voller Zorn auf einen, der ihm nicht wohl wollte, er haderte mit etwas, das er „Pech" nannte ... Wahrhaftig — erst der Trompeter und der Brand und nun diese Erna ...

„Ich habe Pech, Pech ...", flüsterte er und fluchte ins Dunkel des Stalles hinein.

Er schaute noch nicht in sich selbst und suchte noch nicht nach den Gründen seines Geschickes. Er blickte nach außen und entrüstete sich, daß ihm von irgendwoher von irgend einer bösen, feindlichen Macht das „Pech" gesandt wurde, während er doch auf „Glück" von irgendwoher ein gutes Recht zu haben glaubte. Er verstockte und wurde böse und sann auf Mittel, jene feindliche Macht zu überlisten und das „Pech" abzuschütteln ...

Er wußte noch nicht, daß es kein „Glück" gibt, nur Schicksal, und kein „Pech", nur dieses: unzulänglich zu sein dem eigenen Schicksal gegenüber.

Er betete nicht, er pochte auf sein Recht, er fluchte wieder wie er auf dem Moore geflucht hatte, als das Lichtlein am Wagen vom Sturm verlöscht wurde ...

Plötzlich dachte er an Lina, brennend klar erstand ihre Gestalt vor ihm: aber er konnte ihr Bildnis nicht ertragen, er schob es fort, er sank in die Ohnmacht seiner Wut zurück. Es war dunkel in ihm, er hatte keine Liebe und keinen Glauben in sich.

Lina kam nicht zu Weihnachten. Sie hatte einige Zeit nach dem Brande an Ferdinand einen so schönen Brief geschrieben, einen Brief, den er auswendig wußte ... Sie hatte ihren Besuch in Aussicht gestellt, denn sie hoffte auf Urlaub zum Fest. Er hatte ihr kurz geantwortet, ihr auch von seiner guten Freundin berichtet, die er so lange verkannt hatte. Aber nur dieser eine Brief ging aus dem Bollmoorhause an Lina — zu einem zweiten kam es nicht. Sie hatte nicht wieder geschrieben, es war ihr wohl nicht gut eingegangen, daß er unter dem Dache der Witwe Bollmoor wohnte und alte Irrtümer berichtigen lernte. Sie sandte keine Briefe in jenes Haus ... Im Dezember hörte er dann von ihrer Schwester Frida, daß sie nicht kommen würde zum Fest und zur Hochzeit: es kam Besuch ins Haus der Herrschaft, Lina war nicht zu entbehren ...

„Nein, Lina ist nicht zu entbehren ...", denkt Ferdinand, „nein, wahrhaftig, sie ist nicht zu entbehren ..." Aber sie kam nicht ...

Was hat ein armer Bauer von einem Mädchen, das in Hamburg lebt und nicht einmal Briefe schreibt ... Ein armer Bauer, dem sie Tag und Nacht in den Ohren liegen, daß er eine scheeläugige Erbin mit zehntausend Talern freien soll ... Ein armer, von seinem Mädchen verlassener Bauer, der immer nur Pech hat und dessen arme ungesättigte Sinne der neuen Magd zum Opfer fallen mußten — dieser vom Teufel ins Haus gesandten neuen Magd — —

Die neue Magd — wer hatte die neue Magd auf den Cordeshof gebracht? Nun, ihre Mutter hatte sie gebracht, ohne Zweifel war es der sehnliche Wunsch dieser rechtschaffenen Frau gewesen, daß die Tochter in gute Dienste komme. So hatte denn Köters Erna ihr Vaterhaus verlassen — und was für ein Haus! Die Mutter, Köters Marie, hatte es selber gebaut mit ihrem seeligen Manne, dem drittgeborenen Sohne aus dem Brinksitzerhofe der Köters. Er hatte das Handwerk der Maurer erlernt und war dann mit tausend Talern guten Geldes und zwölf Morgen schlechten Landes abgefunden. Was macht ein Mann mit tausend Talern und einer Magd als Braut...? Er baut sich ein Haus und da er der würdige Bruder des Bauern ist, der ihm in ängstlicher Schonung seines Besitzes zwölf Morgen des ärmlichsten Heideackers gegeben, so scheut seine Sparsamkeit die Kosten eines Bauplatzes im Dorfe und er setzt sich mitten in seine eigene Wüste. Zwar muß er eine halbe Stunde Weges bewältigen, ehe er sein Land erreicht, aber die Zeit ist kein Geld, denn man kann sie dem Schlafe abzwacken, und der Verschleiß an Stiefelsohlen bleibt weit hinter dem Zinsverlust zurück, den der Kauf eines Bauplatzes ergeben würde, zudem geht man im Sommer in Holzpantinen.

So sah man denn das Paar, ehe es freite, abends in die ferne Heide wandeln, recht einträchtig und ihres Zieles bewußt, den schmächtigen Rotkopf und die kleine zierliche Braune. Der Mann hatte einen starren Blick, aber des Weibes muntere Äuglein suchten ständig umher nach Dingen, die zu irgend etwas von Nutzen sein könnten, einen anderen Gebrauch wußte das pfiffige Menschlein von ihnen schier gar nicht zu machen. Lag da eine Zaunlatte, sie

nahm sie mit; war da ein Dachziegel herabgefallen, sie hob ihn auf . . . Selbst halbwegs trockene Kuhfladen packte sie froh in die Kiepe und die Roßäpfel nahm sie gar an sich, wenn sie noch dampften — der erbärmliche Heideacker brauchte ja Dünger, viel Dünger . . . Ach, es war ein Plan, der, kaum urbar gemacht, bei der Abfindung just noch als Ackerland passieren konnte — mit einigem guten Willen des Abzufindenden freilich, der vor der Anrufung der Gerichte eine höllische Angst bewies. Der Plan war auf allen Seiten von dürrer, grämlicher Heide umgeben, nach dem Dorfe verriegelt durch ein sumpfiges Ellerngebüsch. Da also, wo die Füchse sich gute Nacht sagten, wo vom nahen Moor herüber bisweilen die Irrlichter winkten, wo der letzte Birkhahn in der schaudernden Schwermut der Stunde zwischen scheidender Nacht und kommendem Tag sein trunkenes Balzlied erhob, da setzte das Paar sich mitten hinein. Sie hoben ihr Werk mit Fleiß an, nicht mit der großen wilden Gewalt des Eisernen Möller, der die Erde in ihrer Tiefe aufriß, weil etwas in ihm zur Höhe des Himmels hindrängte (ein unverstandener Drang gewiß, der erst in seinem Kinde Lina zum reinen Willen erwuchs), nicht mit den schonungslosen Prankenschlägen des Löwen und bisweilen gespornt vom Donner seines Unwillens, sondern mit der schlauen Emsigkeit der Wichtelmännchen und ermuntert durch ihr eigenes zufriedenes Wispern . . .

Ein abgebrochener Schafstall liefert ihnen kostenlos die Steine und das Gebälk für ihr Haus und die Fuhren zum Bauplatz erarbeiteten sie sich mit hartem Frondienst bei den Bauern. Das Häuschen wird gar nicht übel, schneeweiß getüncht verbirgt es die Mürbheit der Steine und das ächzende Alter der Balken. Da hausen sie nun, und hat sie nichts gekostet, sie kichern zufrieden wie die Wichteln, die unter der Erde wohnen. Von ihren tausend Talern ist keiner berührt, und der langsam erübrigte Arbeitslohn des Mannes schafft schließlich zwei Kühe und etliche Ferkel ins Haus . . . Sie bekommen acht Morgen vom nachbarlichen Moor noch pachtfrei hinzu und machen sie zu Weiden, sie halten vier Kühe und endlich gibts so viel Arbeit, daß der Mann sein eigener Knecht wird, er gibt das Mauern auf und bleibt auf seinem Gedinge . . . Nun kommen sie nicht mehr unter die Menschen, sie bleiben in ihrer wispernden Unterwelt bei Füchsen, Hasen und Irrlichtern, sie haben zu leben und brauchen die Menschen nicht, die da hinten nur irgendwo wohnen, um ihnen die fetten Schweine, die gemästeten Kälber, die Bauernbutter und die Hühnereier zu zahlen. Sie werden gänzlich zu Wichteln, die Freude ihres Lebens ist es, mit kleinen pfenniglichen Übervorteilungen das fremde Menschengeschlecht zu ärgern . . . Sie haben auch eine Art Gott, ein fernes, mächtiges Wesen, das gewißlich unsichtbar ist — denn ein Guthaben auf der Kreissparkasse kann man nicht sehen. Sie dienen diesem Gott mit ihrem ganzen Leben und sie haben auch ein Bildnis von ihm, eine schaubare Offenbarung seines Wesens, eine Bibel, das ist das Sparkassenbuch.

Wenn am Sonntag bei günstigem Winde über das Moor her die seltsamen Glocken der menschlichen Kirche erklingen, so denken sie an das Haus ihres Gottes, über dessen Pforte die goldene Inschrift thront: „Kasse“ . . . Dann holen sie wohl ihre Bibel hervor und lesen darin die Botschaft von der wachsenden Macht ihres Gottes: er kam zu ihnen in der Gestalt von 1000 Talern und er wurde zu 1200, 1400, 1500 Talern — Preis und Lob seiner Herrlichkeit!

Als die Zeit erfüllet war, kam nach Kühen und Schweinen auch ein Kind, ein rotblondes Mädchen, das freilich in der Taufe dem anderen, unbekannten Gotte seinen Tribut erstattete. Es wuchs aber tüchtig heran im Dienste des Hausgotts, ward stark und eine gute Arbeitskraft und war schon bei der Konfirmation so groß wie seine Eltern. Das war drei Jahre nach dem Ausbruch eines großen Unheils, und die Menschen im Dorf lasen davon im Kreisblatt, das freilich im Hause der Wichteln nicht zu finden war. In fettgedruckten Lettern stand täglich die Kunde von großen Schlachten in Frankreich und Rußland — indessen das alles ging Köters nicht mehr an als das Zahnweh des Kaisers von China.

Jedoch im vierten Jahre dieses Krieges, als die Not des Landes auch nach den Alten, den bislang Untauglichen griff, geschah etwas Schlimmes, etwas ganz und gar Unsinniges: der Briefträger fand nach vielen Jahren zum ersten Male den Weg in diese Einöde, er brachte ein Schreiben, in welchem Köters Gustav aufgefordert wurde, sich zu einer militärärztlichen Untersuchung in saubergewaschenem Zustande nach der Stadt zu begeben. Er hatte nie des Kaisers Rock getragen — und nun bekam er von jenem sagenhaften Mann in Berlin ein gar garstiges Gewand gelehnt und es währte nur ein paar Monate, so ward es auf ferner russischer Erde zu seinem Leichenhemde. Damals waren es just zweitausend Taler auf der Kasse geworden.

Das Töchterlein weinte, die Frau war gefaßt, denn erstens hatte sie den kleinen Trost, daß ihr die Kosten einer Beerdigung erspart blieben, wohingegen sie dennoch zweihundert Taler Sterbegeld von einer Kasse bezog, und zweitens wurde all ihr Denken schnell in Anspruch genommen von der Sorge um eine neue Arbeitskraft. Sie hatten zwanzig Morgen Acker und Weide — das war zuviel für zwei Weiber. Vorerst hatte Köters Marie ihren alten Vater zu sich genommen, der gut ein paar Jahre noch sein Essen bei ihr würde verdienen können — aber sie war nun einmal so, daß sie fix weiter dachte . . .

Eine neue Heirat — je nun, das war nach Lage der Dinge der beste Weg, die fehlende Arbeitskraft dauernd zu beschaffen, und Mutter Marie erwog auf das weiseste, wer von den beiden Weibern den Mann erheiraten sollte. Sie selbst war achtunddreißig Jahre, als ihr Mann fiel, das Töchterlein sechzehn. Da nun die stattlich aufblühende Erna, die Erbin von zweitausend Talern, die größere Aussicht hatte, einen kräftigen Burschen mit einiger Habe ins Haus zu bringen, beschloß die verständige Mutter, ihre eigenen Aussichten auf ein zweites Eheglück bescheiden dem allgemeinen Wohle der Köterei zu opfern und nach einem passigen Eidam bei Zeiten zu suchen, am besten nach einem Handwerksmann, der einen lohnenden Nebenverdienst würde beisteuern können. Es war ein rechtschaffener Plan und der Hausgott in der Mächtigkeit von zweitausend Talern würde ihn gnädiglich fördern.

Das Töchterchen wurde also nach etlichen Jahren, als es die vollen Reize der Jungfräulichkeit zu entfalten begann, angehalten, an den Winterabenden die Stätten der Menschen aufzusuchen. Es fand Aufnahme in einer der geselligen Vereinigungen der Gleichaltrigen und gemeinsam Konfirmierten, die sich unter Firma eines „Klump“ reihum in den Häusern der Mitglieder zu versammeln pflegten. Die Angehörigen eines „Klump“ entrichteten der Gastlichkeit ihren Tribut, indem sie einander mit der Wohltat einer warmen Stube und mit dem traulichen Schimmer einer Lampe bewirteten — denn nur ein Schelm gibt mehr als er hat.

Köters Erna, wohl gewachsen und gewitzt wie sie war, fand denn auch Anklang und brachte nach einiger Zeit einen kapitalen Hecht im schicklich ausgebreiteten Netz ihrer Lieblichkeit mit heim: den Müllersohn Henneiken Adolf. Zwar wollte es den Anschein haben, als ob ihm von dem erbarmungslosen Geklapper und Geächze der väterlichen Mühle die Grütze im Hirn zerschrotet worden wäre, denn er schaute mit einer scheuen und fast rachsüchtigen Sturheit auf alles, was ihm in den Weg kam, jedoch verfügte er über eine Brust und zwei Arme, die einem Gorilla zur Ehre gereicht hätten. Auch war er immerhin imstande, zu begreifen, welch eine gute Partie ihm hier geboten wurde, da er als jüngerer Sohn und Anwärter auf tausend Taler Abfindung von Köters das Doppelte an Geld, ein nettes Anwesen und ein strammes Mädchen dazu bekommen sollte.

Was sich nun mit den Köterschen zweitausend Talern im Laufe der nächsten Jahre begab, das wurde dank seinen durch ungeheuerliche Ziffernräusche verschleierten Einzelheiten den Wichteln und dem Müllerburschen erst ganz klar, als endlich der Abschluß jenes streckenweise wilden und großartigen Vergnügens kam, für welches eigentlich erst nach beendetem Spaß das schöne Wort „Inflation“ gefunden wurde. Von stolzer Höhe wurden die Guten herabgeschleudert, nicht etwa auf den Ausgangspunkt zurück, sondern unter den Nullpunkt, in die Hölle der Besitzlosigkeit. Der Müllereſel begriff nur die endliche Tatsache, daß die köterlichen zweitausend fort waren, während er selbst seinen Anspruch auf die tausend aus der väterlichen Mühle stolz und hämisch aufrecht erhielt. Er erhob ein mißtönendes Geschrei, schalt auf die Bettler, pfiff auf die Köterei und schickte sich an, sein säckeschleppendes Eseldasein im Schatten der Windmühlenflügel vorläufig unbeweibt weiterzutraben.
von der Sorge um eine neue Arbeitskraft. Sie hatten bei

Köters Erna lachte ihm ins Gesicht, versicherte ihn ihrer Genugtuung darüber, der Hochzeit mit einem hirnlosen Sackträger rechtzeitig entgangen und der Hoffnung auf einen passigen Kerl wieder teilhaftig geworden zu sein ...

(Fortsetzung folgt.)

# Der Mann an der Nebenpforte.

Von Gustav Stolze.

Ein blauer Umschlag trug unter den Personalakten des großen Bankhauses seinen Namen: Adolf Irrgang. Darin stand auf weißem Bogen mit ordentlichem Vordruck alles, was er vor dreiundvierzig Jahren von sich selber zu sagen gewußt hatte: Alter, Herkunft, Schulbildung, Militärdienstverhältnis, Name der Ehefrau und auch Kurts, seines Buben Name stand darin. Manche Rubriken waren nur mit einem Strich ausgefüllt, so wenig war über Adolf Irrgang und sein Leben damals zu melden gewesen. Einer im großen Heer.

Dennoch war er der Mann, ohne den selbst der Direktor der Effektenabteilung nicht in das Bankhaus gelangen konnte. Freilich griff Adolf Irrgang, wenn dessen Zwölfzylinder lautlos anfuhr, schnell an die Mütze mit den Goldborten, was er bei den anderen immer erst tat, wenn diese ihm ihren Morgengruß erstattet hatten, aber immerhin mußte der Direktor der Effektenabteilung so gut wie jener der Lombardbureaus seinen mit dem Photo beklebten Hauspaß aus dem Pelz ziehen und ihm, Adolf Irrgang, vorzeigen.

Den Volontären und jungen Dächsen, die zwar manchmal Doktoren irgendeiner Wissenschaft waren, aber vor nichts Respekt hatten, schien diese Kontrolle freilich eine überlebte Maßregel, aber daß sie bestand, das machte die eine Hälfte von Adolf Irrgangs spätem Glück aus. Die andere wurde von Kurt, eben dem Buben, der in den Personalakten noch als Schreihals figurierte, gebildet, von diesem Sohn der Söhne, diesen Musterschüler und Charakterbold.

Offenbarte die brummig-tyrannische Genauigkeit, mit der der alte Mann seinen Dienst an der Personalpforte versah, seine schlechten, so die hingebungsvolle Liebe zu Kurt seine guten Eigenschaften. Dreiundvierzig Jahre hatte er krumme Rücken und schnelle Augen gemacht, nur um die Ersparnisse zu vermehren, die es seinem Kurt ermöglichten, zu studieren und in die Welt zu gehen.

Der Adolf Irrgang, der vor dreiundvierzig Jahren mit ungeschulter Hand den Personalbogen ausfüllte, den ihm der Hauptmann in der Schreibstube in die Hand geschoben hatte, der war freilich weiter nichts gewesen als ein Unteroffizier Seiner Majestät, der nach sechs Jahren wieder in den Beurlaubtenstand zurückkehrte und neben seiner kleinen Geldabfindung das Recht auf amtliche Unterstützung bei der Stellensuche erworben hatte. Bankdiener, das war die heimliche Sehnsucht vieler Kameraden, ihm, Adolf Irrgang, hatte sie sich erfüllt. Sein Hauptmann hatte mit zügiger Schrift eine für Militärverhältnisse geradezu hymnische Empfehlung geschrieben und so war ihm der Posten zugefallen. Das Herz hatte zwar ein bißchen weh getan, als man eines Morgens statt des etwas streng gewordenen Monturrocks des allerbesten Infanterieregiments der Welt den etwas zu weiten Mantel des Bankportiers über den breiten Rücken zog, aber immerhin, Goldborten waren ja auch an diesem Mantel, und zwei Finger an die Mütze legen konnte man nach wie vor.

Aus dem bescheidenen und ältlichen Geschäftshaus, dessen Tore Adolf Irrgang bewachte, wurde mit den Jahren ein großer Marmorpalast, für dessen Entwurf ein berühmter Architekt viele Tausende von Mark bekam und in dessen Mitte eine große Schalterhalle, ein Springbrunnen das Neueste an Romantik bildeten, was die Geldinstitute der Welt aufzuweisen hatten. Adolf Irrgang stand, unbestochen vom Glanz, auch vor der Pforte dieses Palastes. Mit der gleichen Herzensschlichtheit und mit derselben pünktlichen Genauigkeit achtete er nach wie vor auf den Verkehr, der sich auf der großen Freitreppe des Bankhauses abspielte. An ihm vorüber gingen Kassenboten, Leute, die Hunderttausende in der Tasche hatten und solche, die sie sich leihen wollten, Reichgewordene und Bankerotteure, alte Mütterchen und zukunftsstolze Jugend. Er blieb unbewegt, legte vor seriösen Kunden die beiden Finger an die Mütze und öffnete hin und wieder einem die Tür.

So gingen Jahre und Jahre hin. Sein Bart wurde grau, Kurt, sein Junge, wurde größer und eines Tages stand Adolf Irrgang vor dem Generaldirektor und bat um eine Lehrstelle für seinen Sohn. Er bekam sie zugesagt; Kurt wetzte Bureaustühle und einige Hosen blank, ward von der Buchhaltung in die Schalterabteilung versetzt und machte als helles Köpfchen seinen Weg. Einen Weg, der ihn bald nach draußen führte, während Adolf Irrgang, sein Vater, älter wurde und der blaue Mantel mit den goldenen Knöpfen über einem krummen Rücken geschlossen werden mußte. Eines Tages teilte man ihm mit, daß er für den Dienst am Haupteingang wohl nicht mehr gut genug sehe — weiß Gott, wen er vergessen hatte zu grüßen —, und daß er vom nächsten Tage an den Dienst an der Personalpforte zu versehen habe.

Es tat ein klein wenig weh, den beherrschenden Platz in der geräumigen Loge beim Haupteingang aufzugeben, aber wozu hatte man in der Jugend gelernt, schweigend zu gehorchen.

Am nächsten Tage war Adolf Irrgang dann also am Personaleingang gestanden und hatte dort den eingerissenen Schlendrian beseitigt. Unter seinem Vorgänger hatte sich so eine Art Vertrauensverhältnis zwischen diesem und dem einpassierenden Personal herausgebildet. Es gab Leute, junge Leute sogar, die auf Adolf Irrgangs Frage nach ihrem Ausweis mit den Fingern schnippten und sagten: „Den habe ich in meinem anderen Anzug stecken!" Adolf Irrgang sorgte dafür, daß die Ausweise nicht mehr stecken blieben, sondern daß jeder ihn bei sich führte und ihn ordnungsgemäß vorzeigte. Dann kam Adolf Irrgangs großer Tag.

Der Einbruch, der der Bank nicht gerade unersetzliche Verluste an Geld, aber ziemlich empfindliche an Vertrauen in die Sicherheit ihrer Tresoranlagen brachte, war, wie sich herausstellte, durch einen Mann vorbereitet worden, der in der Maske eines Direktors das Haus durch den Haupteingang betreten hatte. Ein Erlaß verpflichtete die Direktoren von diesem Zeitpunkte an, ebenfalls den Personaleingang zu benutzen und ihren Ausweis dem wachhabenden Portier vorzuzeigen. Dies war, wie gesagt, Adolf Irrgangs großer Tag. Nun konnte weder der Direktor der Effektenabteilung, noch irgendein anderer der großen Herren an ihm vorübergehen. Er war aus dem Schattendasein des Personal-Pförtners wieder zum Hüter des Hauses geworden.

*

Und heute war Adolf Irrgangs zweiter großer Tag. Kurt, sein Mustersöhnchen, sein Charakterbold und Herzenskind, der Junge, für den er gespart, gedarbt und gesorgt hatte, war von der Firmenleitung zum Prokuristen ernannt und aus London zurückberufen worden. Heute zwischen 9 und 1/2 10 Uhr würde Bankprokurist Kurt Irrgang das Haus betreten. Er, der Alte, grau und müde geworden, würde den schnellen Schritt des Kindes vernehmen, er würde dem Jungen winken, wenn er den Personalausweis aus der Tasche ziehen würde, er kannte ja den Herrn Prokuristen. Mein Gott, es war ja sein Kind, sein Junge!

Kurt Irrgang kam auch wirklich, freilich etwas spät. Wenigstens für einen der jüngeren Herren schien der Zeitpunkt, zu dem er eintraf, spät. Aber immerhin, er kam schnellen Schrittes, sicheren Auges. Und er ging mit einem leisen Nicken des Kopfes an seinem Vater, an Adolf Irrgang vorüber, er machte keine Miene, den Personalausweis zu zeigen.

Aber er hatte sich geirrt. Adolf Irrgang wußte, was er seinem Amt schuldig war. Er machte auch vor seinem Sohn nicht halt. „Höre mal", sagte er, „du hast doch einen Ausweis, den mußt du mir vorzeigen!"

„Du bist wohl meschugge", sagte Kurt, der Charakterbold und Muttersohn, „was ist das für ein alten Zinnober. Erstens kennst du mich, zweitens können Ausweise gefälscht werden und drittens hält das die ganze Sache nur auf. — Wiedersehen, Alter", winkte er und war verschwunden.

Adolf Irrgang wußte nicht, wie ihm geschah. Insubordination gegen eine Verfügung der Geschäftsleitung, Insubordination eines Sohnes gegenüber dem Vater. War man Seiner Majestät Unteroffizier gewesen, hatte man sich

rechtschaffen 43 Jahre lang geplagt, daß einem jetzt ein grüner Junge Belehrungen zuteil werden ließ?

Adolf Irrgang stand zum ersten Male in seinem Leben in einem schweren innerlichen Konflikt. Seine Instruktion verlangte von ihm, daß er den Verächter der Hausgesetze der Direktion meldete, sein Herz verlangte, daß er dem Söhnchen die Hosen stramm zog, aber das ging ja nicht mehr. O, Adolf Irrgang tobte innerlich. Er hatte 43 Jahre geschwiegen und krumme Rücken gemacht, jetzt würde er einmal reden. Das heißt, er würde schreiben, seinen Bericht an die Direktion würde niemand hinter den Spiegel stecken, Herr Prokurist würde zu sehen kriegen, ob man an ihm, dem Hüter des Hauses, dem rechtschaffenen Mann, mit schnippendem Finger und wiegenden Hüften vorbeigehen konnte, und wenn man hundertmal der Sohn dieses rechtschaffenen Mannes und auf Kosten seiner grauen Haare Prokurist geworden war.

Adolf Irrgang wuchs in seinem Zorn zum Rächer aller beleidigten Schlichtheit und Lebensstille, zum Rächer aller Väter, die je zu spät gemerkt haben, daß der Bub keine kurzen Hosen mehr trägt und war nahe daran, noch während des Dienstes den bewußten Brief aufzusetzen, als ein Bureaubote in seine Loge trat und den Alten aus allen Höhen spät erwachten Selbstbewußtseins stürzte. Ein Rundschreiben war zu bestätigen, des Inhalts, daß ab nächsten Ersten sämtliche Personalausweise zurückgezogen würden und neuzeitliche Kontrolluhren dem Haus sowohl die Pünktlichkeit seiner Angestellten, wie deren Identität mit jenen Personen, die in ihrem Namen am Monatsersten das Gehalt abhoben, garantierten.

Das war das Ende, er spürte es, und daß rechts neben dem Namen des leitenden Direktors der seines Sohnes, des Charakterboldes und Musterknaben Kurts Name stand, das weckte in seinem Herzen fast keinen Schmerz mehr. Er, Adolf Irrgang, hatte nichts mehr zu tun, das war es, was ihn allein bewegte. Kein Mensch brauchte ihn mehr. Zahnräder und Stempelwerk würden seinen Dienst tun, einen Dienst, der ihm das Leben war — als Adolf Irrgang an diesem Tage den Mantel mit den Goldborten in den Kasten hing, hatte er Tränen im Winkel der müden Augen. Wenige Zeit später stand auf dem Aktendeckel, der seinen Personalbogen enthielt, das kleine Wort — ablegen, ist im Ruhestand.

## Der Knabe mit dem Luftballon.

Diese Frau, die da eben mit einem strahlenden Lächeln das Geschäft verläßt, jung und hübsch und blond, ist auch Mutter. Ihr Knabe trottet neben ihr einher, er ist noch viel, viel blonder. Wie eingefangenes Sonnengold umweht sein seidenweiches Haar die Schläfen, und wer an den beiden vorübergeht, den erfüllt plötzlich eine unerklärliche Freude. Ja, so mancher, sieht ihnen nach, der Mutter und dem Kinde.

Die beiden freilich achten nicht des Menschenstroms, der ihnen entgegenspült, der an ihnen vorübergleitet. Was gehen die Fremden sie auch an? Die beiden haben ihre eigenen Gedanken. Die Mutter zumal, die sich eben ihr neues Kostüm ausgewählt hat und sich nun ausmalt, wie gut sie darin aussehen wird.

Aber da ist nun der Junge. — „Mein Junge!“ denkt die Frau. Kann man sich als Mutter wohl restlos freuen, wenn das Kind leer ausgeht? Nein, das kann man nicht, und deshalb bleibt sie, ein paar hundert Schritte später neben einem Straßenhändler stehen. Kauft für ihren Jungen einen Ballon. Einen großen, wundervollen, roten Luftballon.

„Na, Bubi“, sagt die Mutter, „da hast du auch etwas für dich. Freust du dich?“

„Danke, Mutti“, sagt der Junge und greift mit seiner kleinen Kinderhand nach dem Faden, an dem der Ballon befestigt ist. Er geht sparsam mit seinen Worten um, das ist so seine Art, und er versteht es nicht, seinen Empfindungen einen überschwenglichen Ausdruck zu verleihen. Aber die Mutter, die kennt ihn natürlich. Sie sieht seine glänzenden, seligen Augen, und das ist genug. Die verraten alles, was der knabenhafte herbe Mund verschweigt.

Gemächlich wandern die beiden weiter, durch den sonnenklaren Vormittag. Sie kommen an den Park, sie überschreiten die große Spielwiese.

Ein plötzlicher Windstoß packt den Ballon, und hätte die Faust des Knaben nicht die Schnur so vorsorglich und fest umklammert, so wäre die bunte, leuchtende Kugel wohl davon geflogen.

„Hältst du ihn auch gut fest?“ fragt die Mutter warnend. Während ihre ganzen Gedanken eigentlich doch bei anderen Dingen sind. Bei der Frage zum Beispiel, ob die Schuhe vom vorigen Jahre eigentlich noch in Ordnung wären. Ob sie nicht schon zu ausgetreten seien, so daß man neue kaufen müßte. Bei der anderen Frage dann, welche Farbe — falls man doch neue brauchen sollte — am besten zu dem Kostüm passe. Braun? Oder ein ganz zartes Beige? Oder . . .

Ja, dies also bedenkt die Frau im Weiterschreiten. Sie hat ja Zeit, den Dingen ganz auf den Grund zu gehen. Und natürlich nimmt eine Frau solche Fragen nicht auf die leichte Achsel. Wer die Wichtigkeit dieser Frage nicht begreift, der weiß nichts von der Welt. Und von der Frau schon gar nichts . . .

Anders der Knabe. Der Windstoß vorhin hat ihn aus seiner Versunkenheit herausgerissen.

Plötzlich bleibt er stehen. Wirft den Kopf mit dem lichten Blondhaar in den Nacken und blickt zum Himmel empor. Der wölbt sich über ihm als zartblaue Schale, und ein paar bauschigrunde, silberweiße Wolken schweben unter ihm dahin.

„Wenn ich ihn losließe . . . wenn ich einfach so die Hand öffnete und ihn losließe!“ denkt der Knabe. „Was dann wohl geschehen würde? O, er würde emporsteigen, ganz, ganz hoch, bis er kleiner wird und immer kleiner. Vielleicht so hoch wie die Wolken da oben, vielleicht . . . ja, vielleicht noch höher. Mitten hinein in den Himmel, ja.“

Des Knaben Augen öffnen sich groß und weit, brennend werden sie vor Sehnsucht. Es kribbelt in seinen Fingern; allzu gern möchte er die geschlossene Faust öffnen, allzu gern sehen, wie der Ballon in die blaue Unendlichkeit steigt. Hinauf in den Himmel oder, vom Winde getrieben, fortsegelnd über Länder und Ströme und Meere.

„Komm, Bubi! Wo bleibst du denn?“ hört er in diesem Augenblick der Mutter mahnende Stimme.

„Ja“, antwortet er, umklammert fester mit seiner Kinderfaust die Ballonschnur, setzt sich mit ungeschickten Schritten in laufende Bewegung.

Zu Hause, in der Wohnung, darf er — endlich — die leuchtende Kugel loslassen. Aber das ist nun nur noch ein halbes Vergnügen. Der Ballon hängt oben an der Decke, keine Möglichkeit besteht für ihn, die Weite und Grenzenlosigkeit des Himmels zu gewinnen. Und mit einem Griff nach dem Faden, der herabbaumelt, kann man ihn herunterziehen. Ein Gefangener ist das hier, ein fragwürdiges Spielzeug.

Am Abend wird der Ballon an das Bettchen gebunden. Des Knaben letzter Blick vor dem Einschlafen fällt auf die leuchtende kirschrote Kugel, und in der Nacht träumt er, er sitze auf dieser Kugel und segele mit ihr durch die Lüfte. Weit — oh, so weit . . .

Aber am nächsten Morgen ist von dem Ballon nur eine verschrumpfte Hülle, ein häßliches Etwas übrig geblieben, das kläglich vom Bett herunterhängt.

„Es war wohl zu warm im Zimmer“, meint die Mutter, da sie des Knaben tränenüberströmtes Gesichtchen sieht. „Aber warte nur, Bubi“, tröstet sie dann, „ich kaufe dir einen neuen.“

Ein ferner, fremder Blick aus den Kinderaugen, den sie nicht begreift. So viel Weh ist in diesem Blick, so viel Trauer. „Hätte ich doch“, denkt das Kind, „hätte ich ihn doch gestern fliegen lassen, den Ballon, auf der Wiese!“

Ja, traurig ist der Knabe und erschüttert, weil er dunkel ahnt: „Da ich ihn halten wollte, habe ich ihn verloren. Es wäre so schön gewesen, ihn fliegen zu lassen. Warum tat ich es nicht?“

Die Mutter steht hilflos vor einem Schmerz, den sie nicht versteht, den sie nicht verstehen kann, weil darin bereits die Seele des werdenden Mannes umschlossen liegt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.